

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 12. Januar 1912 Zweiter (Theil.)

Nummer 22

## Wechsel.

Nicht alle Tage glänzt der Sonnenschein,  
Tönt Vogelsang durch grüne Blätterhallen.  
Einmal hüllt sich der blaue Himmel ein,  
Und Donner rollen, viele Tropfen fallen.  
Nicht jeder Tag bringt uns gesteigert neu  
Des Lebens und des Schaffens hohe Wonnen.  
Einmal wirft's uns zurück. Dann kommt die Scheu  
Die Spannkraft löst sich und wir seh'n verfallen.  
Wir lassen alles gehen wie es will,  
Sind wie ein Wadstüdt auf den Meeresscheiden.  
Doch in uns sammeln sich die Kräfte still,  
Und bald erwacht die Lust zu neuem Streiten.  
So wird das Leben wechselnd durchgekämpft,  
Und Segungen erbringen alle Stunden:  
In Lust gehoben und in Leid gedämpft,  
Und immer eins durchs andre überwunden.

## Ein zweifacher Sieg

Novellette von Toni Marten-Honede.

„Sie sehen so ernst aus, Herr von Göhring. Ist Ihnen etwas Trauriges passiert?“  
„Mich führt allerdings etwas Besonderes zu Ihnen, gnädige Frau.“  
„Ah! — Aber nehmen Sie doch erst Platz.“ Und die schöne Frau ließ sich bei diesen Worten selbst in einen Sessel gleiten und trich mit der weißen, gepflegten Hand leicht über die Armlehne während sie ein wenig vornüber gebeugt erwartungsvoll sitzen blieb.  
„Ohne einen besonderen Anlaß wüßte ich freilich auch kaum, wie ich zu dem Vergnügen käme, den Herrn Kapitän bei mir zu sehen“, sagte sie mit einem raschen Blick der langbewimperten Augen.  
„Gnädige Frau sind zu liebenswürdig! Wie dürfte ich wagen...“  
„O, machen Sie doch keine Worte! Kommen wir lieber zur Sache. Sie haben mich sehr neugierig gemacht.“  
Er richtete sich straffer auf und sah an ihr vorbei. Das volle Licht des Sommerabends fiel auf sein etwas ediges, männliches Gesicht, das von der Seltst schier schwarzbraun gefärbt war.  
„Es handelt sich um meinen Freund Jaspers. Gnädige Frau kennen ihn ja auch.“  
Sie schloß die Finger einen Moment lang fest um den goldgelben Cuffinghantel, der ihr von den Schultern gegliedert war, und eine helle Röthe stieg ihr langsam vom Hals in die Schläfen.  
„Gewiß...“  
„Gnädige Frau wissen, daß Jaspers seit etwa zwei Jahren verlobt ist, und kennen seine Braut vielleicht, die sehr an ihm hängt?“  
„Nein“, sagte sie schroff, „wie soll ich die Braut kennen? Sie lebt, denke ich, in Hannover oder irgendwo im Hannoverschen und ist, so viel ich weiß, nie hier gewesen.“  
„Ein feines, liebes Mädchen, die kleine Braut, noch sehr jung.“ Er zögerte und sah auf seine Stiefelspitzen. Da sie ihm aber nicht entgegenkam, fuhr er fort: „Der Vater hatte deswegen auch erst zu diesem Frühjahr die Hochzeit erlaubt. Merkwürdigerweise wurde der Zeitpunkt aber nunmehr von dem Bräutigam hinausgeschoben. Ich weiß nicht, was er als Grund angegeben hat...“  
Jaspers ist mir in letzter Zeit immer ausgemichen, wenn die Rede auf seine Verlobung kam. Nun heißt es vor Kurzem, die Hochzeit sei abermals verzögert.“  
„Aber bester Herr von Göhring“, unterbrach ihn seine Zuhörerin ungeduldig, „das ist ja an sich vielleicht eine bedauerliche Sache. Ich kann das nicht beurteilen und ich wüßte wirklich nicht, was ich...“  
Ein Blick ihres Gegenübers ließ sie jedoch plötzlich verstummen.  
„Ich dachte, gnädige Frau, daß gerade Sie am Ende einen guten Rath wüßten, da Sie Freund Jaspers inzwischen öfter gesehen haben als ich.“ Er dampfte die Stimme und beugte sich ein wenig vor. „Man sagt, Jaspers denke mehr an eine schöne, junge

Frau unserer hiesigen Gesellschaft als an seine Braut.“  
„Die schöne Frau ist in unserem Fall auch außerordentlich klug.“  
„Auch klug! Und das sagen Sie? Dann muß ich's freilich glauben. Und da dünkt es mich schließlich kein so großes Wunder, wenn Ihr Freund...“  
„Nein!“ fiel er rasch ein, „es ist kein Wunder, daß er so großen Reizen erlegen ist! Was mich an der Sache nur wundert, ist erstens der Geschmack der schönen Frau. Jaspers ist ja ein braver, hübscher Junge, freilich. Aber doch auch blutjung und im übrigen — nein, gnädige Frau verstehen mich. Weiter verunbart mich das — ich kann mir nicht helfen — das reichlich weite Gewissen der Dame. Ich begreife nicht, warum sie sich nicht ein anderes Spielzeug ausgesucht als gerade diesen Mann, den seine Ehre anderweit bindet.“  
Die junge Frau hatte inzwischen den Kopf in die Hand gestützt, so daß die blonden Haarwellen des tiefgeleiteten Hauptes über ihre schlanken Fingerspielen, Göhring sah unverwandt auf sie nieder. So saßen beide eine Weile regungslos und schweigend.  
„Woher wissen Sie, daß er der Frau ein — Spielzeug ist?“ fragte sie endlich in mühsam verhaltener Erregung. „Wenn es nun auf beiden Seiten eine große Liebe wäre?“  
„Ich kann das nicht glauben, weil — man sagt, die schöne Frau habe schon öfter ihr Vergnügen an betraglichen kleinen Unterhaltungen gehabt, und sie habe überhaupt kein Herz, das einer großen Liebe fähig wäre.“  
Die Frau ihm gegenüber richtete sich mit einem Ruck zu voller Höhe auf und blickte ihn aus einem tief erbläutem Gesicht mit zornigen Augen an.  
„So schöne Dinge sagt man, Herr von Göhring? O, ich weiß wohl, daß man sie sagt, das heißt, daß die Stumpe, dumme, häßliche Menge so redet. Aber Menschen wie Sie glauben solche Dinge nicht, die der Unverständnis sinnlos, ungegründet weitergeschwätzt.“  
„Nein“, sagte er fest, „Menschen wie ich glauben nur das, was sie selbst nach eigenen Beobachtungen für wahr oder richtig halten.“  
„Und Sie — Sie halten das — für richtig?“  
„Ich — habe leider keinen Grund, es — nicht zu thun.“  
Wie entsetzt hatte sie ihr Blick für ein paar Augenblicke an seinen Lippen. Dann lachte sie plötzlich hell auf, ließ sich in ihren Stuhl zurückfallen und suchte die Achseln.  
„Ja, mein Herr Capitano, da weiß ich wirklich keinen Rath! Männer, die in die Schlingen herzoglicher Klotetten fallen, sind meiner Ansicht nach gar nicht Besseres werth. Lassen Sie Ihren guten Freund selbst zusehen, wie er mit seiner Liebe und Ehre fertig wird. Und der schönen Dame —“ sie erhob sich und stand ihm kühl und stolz gegenüber, „werden Sie schon ihr Spielzeug lassen müssen, so lange es ihr gefällt.“  
Er war aufgesprungen und verbeugte sich nun wortlos.  
Als er sich in gemessenster Formlichkeit zum Abschied über ihre Hand neigte, sagte sie langsam:  
„Ich hätte Sie doch für einen geschickteren Fächter gehalten, Herr von Göhring. Bei Ihrer Beurtheilung der betreffenden Dame lag doch eine gewisse Kriegsgeschlossenheit so nahe... Warum gaben Sie der schönen Frau nicht längst ein anderes Spielzeug? Ja, ich muß Sie als Soldaten der Freiheit zeihen“, sie lachte, während ihre Lippen zitterten und ihre Augen verträherisch feucht glänzten, „daß Sie sich nicht edelmüthig, heldenhaft selbst aufopfert.“  
„Gnädige Frau —“ Sie hatte ihm den Rücken gewandt und hatte einige Schritte in's Zimmer hinein gethan.  
„Gnädige Frau! Wenn ich mich geirrt haben sollte in meinem Urtheil — es wäre mir mehr, als ich Ihnen sagen könnte! Mir wäre eine Dual meines Lebens genommen! Aber Sie müssen mir das zugeben, Sie müssen es ja doch selbst einsehen, daß dieser peinliche Zerbum — erklärlich war. Und, gnädigste Frau, wenn ich mich in dem Wesen und Herzen der Frau, derentwegen Jaspers seine Braut und sein Wort vergaß, wirklich getäuscht haben sollte, dann würde ich ja nun aller Sorge um den Freund ledig, nicht wahr? Würden Sie mich etwa für so sehr geeignet halten, als ein neues — Spielzeug zu fungieren?“  
Sie schüttelte, noch immer abgewandt, leise den Kopf.  
„Ich danke Ihnen —“ sagte er und wartete eines Zeichens von ihr. Und als das nicht kam: „Ich danke Ihnen für — alles“, wiederholte er.

Aber da er sich zum Gehen anschickte, drehte sie sich mit ausbrechender Heftigkeit zu ihm um.  
„Sie danken! Ihre Wangen flammten.“ Sie dankten und geben mit ihrer alten herablassenden Würde davon“, rief sie. „Gehen in Ihrer ruhigen Korrektheit dennoch mit der Verachtung im Herzen für ein solches Weib, das sich Männer zum Liebespielzeug holte nach ihrem Gefallen. Aber die Männer, die dasselbe thun, die ein hundertmal schlechteres Spiel treiben mit armen leichtgläubigen, sehnüchlichen Mädchen, die gehen unbefeholten, hochgeachtet durch's Leben. Denken Sie daran, daß Sie nicht mit der Geringschätzung, mit der Sie vor Jahren eine Frau gegenübertraten, die nicht einmal Böses weiter begangen hatte, als ihr sprudelndes Temperament, ihre junge stehende Sehnsucht etwas weniger ängstlich vielleicht verschlossen zu halten, als andere Frauen nach althergebrachter Schicklichkeit es zu thun pflegen. Sie, Sie kamen mit einer vorgefaßten Meinung und dachten nicht daran, wie unerfahren und unbefähigt das einfache junge Weib dagesunden, ohne Gatten, ohne Familie, wie es hungerte nach Glück und sich bangte nach einem einzigen Menschen, der es verstehen.“  
Sie brach ab und presste die Hand gegen die Augen. Dann richtete sie sich wieder hoch auf.  
„Nehmen Sie Ihren guten Freund Jaspers in Frieden hin! Ich gebe es gern ein, daß er mir nicht mehr war als das, was Sie vermuteten. Das Ganze — warum sollte ich's nicht sagen — war eine falsche, grundfalsche Berechnung von mir, war ein Spiel, aus Hoffnung und Verzweiflung geboren, und wurde gespielt — eines anderen wegen.“  
„Eines — eines anderen wegen?“  
Ihr Blick hing sich setundenlang in seinem und wieder, während sie sich hastig abwandte, stieg ihr eine feine, helle Röthe langsam bis in die Stirn. Er war mit zwei Schritten an ihrer Seite.  
„Und darf ich wissen, — nein, ich muß es wissen, wer der andere ist?“ sagte er rasch und tonlos.  
„Nein“, erwiderte sie mühsam, „denn dieser andere betrachtet mich als ein Weib ohne Herz, ohne Gewissen.“  
„Gisela!“  
Sie verdrang auffschluchzend das Gesicht in ihren Händen.  
„Gisela!“  
Aber noch einmal nahm sie sich zusammen. „Gehen Sie jetzt!“ sagte sie. „Ich bin auch heute noch zu stolz, um von — Gnade zu leben.“  
Da aber nahm er sie fest in seine Arme. „Gnade um Gnade!“ sagte er dabei leise und leidenschaftlich. „Sei barmherzig! Du gegen mich, — endlich!“

## Undeutsches in Berlin.

Dicht beim Potsdamer Bahnhof ist mit reichsrepublikanischer Frigidität ein heller Sandsteinpalast emporgewachsen, der den Ankömmlingen gleich ein häßliches Mutter der modernen Berliner Architektur bietet. Die untern Geschosse werden ein Café enthalten, obgleich griechische Leute meinen, neue Pracht — Cafés seien in Berlin so überflüssig wie Gulen in Athen oder Enten im italienisch-türkischen Krieg. Einsteigen wird von den Kosten und der Einrichtung des künftigen Cafés wunden viel gesagt. Die jährliche Miethe beträgt Zeitungsmeldungen zufolge \$80,000. 160,000 elektrische Lampen werden märchenhafte Beleuchtung spenden: die Musik soll das Wort von der unendlichen Melodie buchstäblich erfüllen und ununterbrochen Tag und Nacht spielen, indem vier Kapellen sich alle sechs Stunden ablösen. Ein Müd, daß eiserne Träger und Sandsteinblöcke keine Ohren und Kerben haben, sie müßten sonst eines Tages ihr Gleichgewicht verlieren und auf das Perpetuum Mobile ihrer Dämonen herunterraffeln, wenn sie zum taufendsten Male fiedeln: „Freu' dich, Freilich, Freu' dich, Freilich, morgen gib's Selleriesalat!“ Damit ein Körperlich, der bei langem Späßen im Kaffeehaus wie bei gelehrten Studien ein bescheidenes, aber wichtiges Amt erfüllt, gegen das prunkgeblendete Auge, das mit zuckersüßen Operetten schlagern gelobte Ohr nicht unbillich ins Hintertreffen gerathe, kosten die dem Mobilist eines „betannten Königschloßes“ nachgebildeten Stühle Stück für Stück \$1250. Der Cavalier der Kurzaaarenbranche, der morgens im engen Junggesellenstübchen auf zerklüftem Rohrstuhl fastig

seine dünne Zichorienbrühe schlürft, wird abends hochbefriedigt Pilsener oder Malto auf einem Sessel trinken. dessen Ahnen in Königschloßern haften und der ein Drittel seines Monatsgehalts aufwiegt. Wir nähern uns nicht nur durch tönende Sophistik und Aeschylus-Premieren den Zuständen im alten Hellas, die uns oft als ideale Blüthe des Menschentums gepriesen worden sind. Wie in Athen die Privatwörter schlüssig und hüftig, die öffentlichen Reden aber Schönheitswunder waren, so hat sich auch in Spreetown trotz aller Kultur-, Luxus- und Liebhaber-Wohnungen die Luft zwischen den modernen Riesentürmen und den Räumen, die sonst neun Zehnteln der Gäste zum Aufenthalt dienen, immer mehr erheitert, einer der Gründe, weshalb das außerhäusliche Vergnügen so sehr im Schwunge ist.  
Das Schönste an dem neuen Café ist sein Name! Engländer, die vom Potsdamer Bahnhof aus die Stadt betreten, erkennen daraus sogleich, daß der Deutsche, obgleich er Panzerstifte baut und das Infanterie mit Spionen im Kellertraf überschmimmt, im Grunde doch die alte, gutmüthig gezeichnete Haut geliebt ist, die in gegemender Ehrfurcht vor der kulturellen Ueberlegenheit des Auslandes den Folgen Unternehmungen eine fremde Aufschrift gibt. Piccadilly prangt in Manumutbuchstaben an dem Neubau. Zwischen Piccadilly, der Straße der vornehmen Klubs, und einem Berliner Kaffeehaus läßt sich nur schwer eine Gedankenbrücke schlagen, zumal in London Cafés deutschen Stils nicht heimisch sind, sondern nur in wenigen Fremplätzen und als unerkennbar ausländisches Gemäch vorkommen. Aber bei solchen Kleinigkeiten kann der Fremde Gast Berlins vielleicht ein Auge zubringen, beweist ihm der Name doch zur Genüge die Stiefelpulver-Bestimmung, die ihn hier kahnbüchelnd empfängt. Wenn ein Londoner Restaurant sich die Bezeichnung Friedrichstraße oder Potsdamer Platz zulegen wollte, würden die Vorübergehenden wahrscheinlich töpfführend annehmen, daß der Wirth aus Beblam entsprungen sei. Das Café Piccadilly kann sich übrigens auf fast ebenso farblose unwürdige Namen bekannter Gasthöfe, Bristol, Westminster, Windsor, Savoy ufo. berufen, und diesen Gasthöfen steht wiederum als mildere Alternative der Vorübergehenden der Umstand zur Seite, daß das Hotelwesen überhaupt bei den englischen Schablone gar zu bereitwillig fügt. Wenn es bei den Hotels und Cafés dieblich nicht nur ihre Wege hat man der Hauptstadt des Deutschen Reiches schon vorgezogen, daß sie eine der undeutschsten Städte unseres Vaterlandes sei. Diese Anlage geht zu weit, denn das Liebespiel mit dem Ausland beschränkt sich wesentlich auf bestimmte Waaren- und Bevölkerungsklassen. Viele Geschäfte bemühen sich offenbar um ein sauberes Deutsch; die Waarenhändler z. B. scheinen einzusehen, daß ihnen die große Bedeutung in Handel und Wandel auch Anstandslichkeiten gegen die Deffentlichkeit auferlegt; ihre Schaufenster und Anzeigen weisen selten ein unnütziges oder gar an den Haaren herbeigezogenes Fremdwort auf. Statt Serbette lasen wir verschiedentlich Mundstück! Die sonst nun einmal festeingewurzelten Waarenbezeichnungen, wie Porzall, Chevreau, Seal und hundert andere taun man ihnen kaum antreiben, denn strafschöpferische Reformen sind ihnen nicht zugumuthen, und vielen Patriotinnen würde außerdem die Luft am Kaufgegenstand vergällt, wenn er statt der üblichen französischen oder englischen Bezeichnung einen hehrlichen deutschen Namen trüge. Wenn sie eines Jupon, nach der Schreibung eines Modegeschäfts beim Potsdamer Platz einen Jupon, verlannt, glaubt manche Käuferin einen Schimmer tosmopolitischer Eleganz um sich zu breiten; es raschelt ihr aus dem Wort wie Seide, ein wenig frivol, aber todtschid, es haften daran ein pitantes Parfüm aus Paris oder vom Kurfürstendam. Bei Unterrod dagegen denkt sie an muffigen Baumwollensleiber und die Frankfurter Allee. Die Leiter der ersten Waarenhäuser u. vieler anderer solcher Geschäfte haben jedenfalls höhere Achtung vor der Muttersprache als eine Sorte von Berliner Schriftstellers, die sich in Nachcafés mit tollerender Truthahneitelkeit als zukünftige Säulen der deutschen Literatur aufspielen; was man in einer Spalte ihrer Agitationschriften zuweilen an entbehrlichen, schiefen, gepreizten, auf Grund von Tertiumkenntnissen mühselig und fehlerhaft gedrechselten Fremdwörtern oder Einschießeln in fremden Sprachen aufspickt, grenzt ans Unglaubliche; sie könnten nicht anders

schreiben, wenn sie ihren eigenen Sprachmischmasch verböhnen wollten. Bei einem Spaziergang durch ein paar Hauptstraßen Berlins haben wir einige Beispiele über Fremdhümelei notiert, die sich leicht vermehren ließen. Zu Fremdhümelei neigen zunächst die Modegeschäfte, ein Nachklang der Zeiten, als Berlin abseits der großen Welt lag und ohne den Muth und die Fähigkeit einer eigenen Meinung hinter ausländischen Vorbildern hertrötete. Das Blättchen hat sich glücklich gewendet; Berlin gehört heute in manchen Zweigen der Belleidungsindustrie zu den Beherrschern des Weltmarkts. Wen trotzdem mit Recht oder Unrecht bei einzelnen Artikeln die fremde Waare der einheimischen vorgezogen wird, so verräth es doch einen bedauerlichen Mangel an nationalem Selbstgefühl, den Umstand, daß auch fremde Erzeugnisse auf Lager — man liest zumeilen: in Stock! — sind, als Vorrath zu benutzen, um dem ganzen Geschäft einen ausländischen Stempel aufzuprägen. Deutsche Firmen, die in London oder Paris Handel treiben, erfinden für ihre Fabrikate einen Namen, der der Zunge des Auslands keine Schwierigkeiten bereitet und oft den deutschen Ursprung schamhaft verbüllt; deutsche Kaufleute, die im Ausland ausländische Waare verkaufen, prahlen vielfach mit fremden Bezeichnungen, auch wo deutsche Ausdrücke genau dasselbe besagen würden. Wie oft finden wir Inschriften: Robes et Monteur, Soieries, Troussieur, Costumes et Confections, Lingerie moderne. Unter den Linden erbauten wir uns an einem Schild: „Ladies Tailor. Amazons“; für Amazonen Kleidleib zu sagen, dünnt wohl dem stolzen Lades Tailor so gewöhnlich, wie beim Tennis deutsch zu zählen. Unter den Linden schwingt auch ein „Coiffeur des dames specialite“ die Brennfleere. In der Friedrichstraße springt eine Reframelaterne vor mit der reizenden Inschrift: „The Vera-Schuh“; der englische Artikel soll eine ähnliche Ständeserhöhung bedeuten, wie das adelige von vor Familiennamen. In der Nähe lesen wir: „Bijoux de Paris“. Das Wort Bijoux ist mehrfach mit Namen verknüpft, die so urdeutsch sind wie Lehmann und Schulze; auch ein „Meller Francois“ deut deutsche Inhaber. Gfite, das zur Bezeichnung eines Schuhhauses, eines Cafés und mehrerer anderer Geschäfte dient, ist ein Wort recht nach dem Herzen derjenigen Berliner, die ihre Stadt in den Ruf der wohlfeilen Bornehmtheit, des benauchtigen Emporömlingsthums bringen; Elitonzertre beitteln sich manchmal musikalische Darbietungen, deren Hauptwig in Hanswurst-Verrentungen eines süßgliden Kapellmeisters besteht; zu Elite-Bällen laden Plakate an den Säulen vorstädtischer Lokale, wo Nähmädchen und Köchinnen dem Schietanz huldigen. In dieselbe Kerbe schlägt, freilich durch einen Beigeschmack firmemäßiger Aufschneider die Kritiker entwarfend, ein „Grand Hippodrom Noblesse“, das trotz seiner Noblesse den Vorzug der Billigkeit hat, da Erwachene für 20, Kinder für 10 Pfennige auf feurigen Rennern ein paar mal im Kreise hopen. Tip-top ist längst in den Sprachschatz der Kabarettisten aufgenommen; wir vergeichen eine Schuhreparatur-Werkstatt Tip-top. Besonders ärgerlich sind die nahezu unverkämten Bezeichnungen einiger Herrenmodengeschäfte. Die Reichshauptstadt rühmt sich einer „West End Clothing Company“, die nicht einmal die fadenheineig Entschuldigung vorbringen kann, daß sie mit den unter gleichlautender Firma in London bestehenden Geschäften zusammenhängt; in der Friedrichstraße prögt ein „Prince of Wales“; als Bezeichnung eines Strawattengeschäfts finden wir „Union Club“, das ohne Zweifel im Sinne der Inhaber Union-Klöß auszusprechen ist. Wenn sich ein Berliner Geschäft: „The Gentleman“, spricht: Schentelmann, nennt, so begehrt es einen Verstoß gegen den natürlichsten Tact, dessen sich ein wahrer Gentleman niemals schuldig machen würde. Die Anglomanie erkrtekt sich bei solchen Firmen sogar auf geistliche Darstellungen; die überbläulsten Herren, die Frads und Ullsterpaleots zur Schau tragen, zeigen häufig, auch wenn sie in Deutschland entworfen sind, typisch englische Züge. Ob die Angelsächselei, für die wir noch einen Drug-Store, American Opticians, ein weit von City entfernt liegendes City-House, einen American Roller Skating Rink, eine Atlantic-Buchhandlung anzuführen, einmal an ihrer eigenen Lächerlichkeit zugrunde geht? Vielleicht geschieht das, wenn sie aus dem Salon bis in die Dienstbotenstube vorgebrungen ist; vermeidet

doch der gute Geschmack schon zum Gemeinut gewordene Wendungen wie all right, das in minderwertigen deutschen Romanen noch immer zur Charakteristik von Weltreisenden und feebefahrenen Leuten herhalten muß, oder full dref, das Reporter zweiten Ranges gern in Festberichte einfliden. Leider dringen immer neue Fremdwörter nach, von allem im Bereich des Sports.  
Neben der Mode wirft das Vergnügen undeutsche Namen als Köder aus. Wenn die betreffenden Anstalten auch zum Theil auf internationales Publikum rechnen, so überschreitet die Fremdhümelei doch oft die Grenzen zwischen höflichem Entgegenkommen und würdloser Schweifedelei; sie wirkt besonders schlimm, wenn das fremd benannte Berliner Unternehmen auch in der Sache nur eine kümmerliche Nachäfferei ohne die Keize des Originals ist. Hotels und Restaurants haben wir schon gestreift; wir fügen aus reicher Auswahl noch ein Cafe Opera, ein Cafe Niche, ein Cafe Astoria, ein Restaurant de Paris und als Krone des Widerstands ein Grand Cafe Blicher hinzu; das Restaurant de Paris hatte die Unerfahrenheit, seine Eröffnung in einer französisch abgefaßten Anzeige zu melden. Der Ruhm von Maxim und Moulin Rouge hat natürlich auch Berlin nicht schlafen lassen, sie kommen mehrfach vor. Die Bar, die mit englisch-amerikanischen Trinksitten zusammenhängt und deutschen Geflogenheiten widerspricht, lockt nach wie vor mit American mixed drinks; beliebt ist auch der Grill Room. Der FIVE o'clock tea wird, seitdem jede bessere Magd das i ausgespricht, vielfach durch Fünf-Uhr-Tea ersetzt, doch trifft man noch auf Ankündigungen: „Five o'clock tea von 4 bis 7 Uhr“. „Clou“ nennt sich ein großes volkstümliches Konzerthaus, „Palais de danse“ ein neuer, aufgedorneter Prachtsaal, wo der Provinziale sich als hochfeudaler Schwenödther sonnt; „Lunapark“ ist von Coney Island bei New York entlehnt. Ein Kinematograph in der Potsdamer Straße führt die aberwitzige Bezeichnung: „The Meeting Room“. Was der Name des Theaters Follies Caprice eigentlich bedeutet, werden die wenigsten Besucher wissen; das nach einem feinen, stillen, partumgebenen Schloßchen benannte Trianon-Theater rechtfertigt seinen Titel dadurch, daß es unter polternden Stadtbahnbogen liegt. In Musikhallen, Tingelangeln und „Cabarets“ ist von alters her die Ausländerei Trumpf. Jedermann weiß, daß die Gebrüder Schmidt aus Kirdorf, die mit Stühlen, Tellern und brennenden Lampen jonglieren, als Bros. Smith auf dem Zettel stehen, und daß die Tanzfängerin Gustden Müller sich mit einem Namen schmüdt, der nicht an ihre Vaterstadt Köpenick, sondern an Sevilla oder Florenz erinnert. Das vor kurzem aufgenommene Fremdwort: Stetch hat sich schon vollständig durchgesetzt, er worden, so daß selbst Schriftsteller, die auf gutes Deutsch halten, es ohne Gänsefüßchen gebrauchen.  
Die Gesamtausbeute an thörichten Ausländereien, soweit sie im Bild der Stadt jedermann erkennbar hervortreten, rechtfertigt kaum die Unterstufe, die oft gegen die Reichshauptstadt ertönen. Die Mode und das Vergnügen, vorwiegend das Vergnügen niederer Art, sind die Hauptschuldigen. Wo der Einfluß des gebiegenen Bürgerthums, das zuletzt doch viel wichtiger ist als „Tout Berlin“, sich geltend macht, glaubt man eher eine Erstörung des Nationalgefühls auch in Heußerlichkeiten zu bemerken. Ausgerechnet ist freilich auch hier der Vorkaisinn gegen Fremdes keineswegs.  
Drunten in Georgia haben Banditen einen Eisenbahnzug angehalten, aber man kann taufend gegen eins wetten, daß sie nicht geistige Getränke in ihm gesucht haben. Die kann man im trodenen Georgia bequemer haben.  
\* \* \*  
In einer North Carolina Hochschule wurde die Frage zur Debatte gestellt: „Ist Seife eine Notwendigkeit oder ein Luxus?“ — Die Leute, denen sie eine Notwendigkeit ist, betrachten sie als Luxus... und die Leute, denen sie ein Luxus ist, betrachten sie als Notwendigkeit.  
\* \* \*  
Achtunddreißig Millionen Kronen hat das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats für die Verbesserung der Lage der Eisenbahnen bewilligt. Immerhin ein recht anständiges Weihnachtsgeschenk, wenn es sich auch auf sehr viele, die es sehr nötig haben, verteilt.